

Hein, Christoph. *Von allem Anfang an.* Berlin: Aufbau-Verlag, 1997. 199 S.

Hein ist einer der wenigen Schriftsteller aus der ehemaligen DDR, die auch nach der Wende ihre literarische Tätigkeit relativ ununterbrochen fortsetzen konnten. Seit der neuen deutschen Einheit sind von ihm z.B. der Roman *Das Napoleon-Spiel* (1993) und der Erzählband *Exekution eines Kalbes* (1994) erschienen. Hinzu kommt nun das vorliegende Werk, das man als romanhafte Erzählung bezeichnen könnte.

Der Erzähler Daniel blickt aus der Gegenwart zurück auf die 50er Jahre und sein Leben als Zwölf- und Dreizehnjährigen in einer mitteldeutschen Kleinstadt der DDR. Seine Erinnerung charakterisiert er als "Mottenfraß" (10), doch nimmt er sich am Erzählbeginn vor, "die Lücken zu füllen mit dem, was ich erlebt, und mit dem, was ich gesehen, aber nicht verstanden habe. Mit dem, was ich gehört habe, aber was mir nicht erzählt wurde. Und mit dem, was vor meinen Augen geschah und was ich dennoch nicht sah. Damals" (10–11). So erfahren wir in neun kurzen Kapiteln z.B. von Tante Magdalena und ihrem Verlobten, der im I. Weltkrieg als Matrose verschollen blieb, von den Großeltern als Vertriebenen aus Schlesien, von einer ungewollten erneuten Schwangerschaft der Mutter, von der Begegnung mit einem Homosexuellen und von diversen anderen Erlebnissen, die mit Daniels sexuellem Erwachen zu tun haben. Seine bzw. Heins Erzählnachhaltung hält sich an den Rat der sympathischen Tante Magdalena, der auch der Erzählung ihren Titel verleiht: "Dem Leben muss man von allem Anfang an ins Gesicht sehen" (140). In die Prosa des Buches umgesetzt führt das zu sehr nüchternen Beschreibungen. *Chronist ohne Botschaft* hieß schon Klaus Hammers 1992 erschienener Materialienband zu Hein, eine Charakterisierung, die sich auf Heins Erzählnachhaltung in manchen seiner Werke beziehen lässt, besonders aber auf *Von allem Anfang an*. Der Autor bemüht sich, schlicht und einfach Daniels pubertäres Alter objektiv zu schildern, ein Alter, in dem viele Selbstverständlichkeiten in Frage gestellt werden.

Das Problem für Daniel ist, wie er selbst erzählt, daß "der sich stets gleichende Ablauf des alltäglichen Geschehens, die vollkommene Ereignislosigkeit" (188) seiner Kleinstadt nur schwer erträglich ist. An anderer Stelle sagt er noch direkter: "Die Stadt ist langweilig" (109). Und da Hein den Zustand der Langeweile und Daniels zielloses Treiben darin lediglich beschreibt, weder den Zustand noch Daniel etwa psychologisiert, wird auch die Erzählung streckenweise langwierig. Aufschlußreicher und spannender ist sie, wenn die DDR der 50er Jahre auf Daniels Leben und das seiner Verwandten einwirkt, so auf den Großvater, der sich als Gutsverwalter in der DDR parteipolitisch nicht binden

lassen will und nach der Vertreibung aus Schlesien gewissermaßen eine zweite erlebt, indem er entlassen wird. Im letzten Kapitel besucht die Familie Daniels älteren Bruder David, der in Westberlin in die Schule geht. Zu dem Zeitpunkt spielen sich gerade die Ereignisse in Ungarn (1956) ab, die Daniel aus westlicher Sicht mitbekommt. Zurück in der DDR sieht er sich einer wesentlich anderen Sicht auf das ungarische Geschehen ausgesetzt. Das ist ein lesenswertes Stück Zeitgeschichte, das uns Hein erzählerisch verpackt anbietet. Doch leider bricht die Erzählung ab, bevor wir von den Einzelheiten der Auswirkungen dieser Situation auf Daniels junges Leben erfahren. Wir wissen nur vom Erzählbeginn her, daß er ebenfalls nach Westberlin geht.

Mit der zivilisatorischen Hintergründigkeit in *Der fremde Freund* (1982), der geschichtlichen in *Horns Ende* (1985) oder der moralischen im *Napoleon-Spiel* hat Hein literarisch schon wesentlich Besseres geleistet. Es bleibt abzuwarten, ob er mit seinem nächsten Werk den Anspruch dieser Werke wieder erreichen kann.

Reinhard Andress
Saint Louis University

Maron, Monika. *Pawels Briefe. Eine Familien-geschichte.* Frankfurt a. M.: S. Fischer, 1999. 205 S.

"Zeigt niemals dem Kinde, daß es Haß, Neid und Rache giebt [sic]" (112). So schrieb Monika Marons Großvater Pawel Iglarz aus dem polnischen Ghetto in seinem Vermächtnisbrief. Sein Enkelkind, das inzwischen wirklich "ein wertvoller Mensch" (112) geworden ist wie er sich wünschte, nimmt allerdings erst nach 55 Jahren diesen Brief zur Kenntnis. Tief gerührt und mit einer "verspäteten Sehnsucht" (180) nach ihrem Großvater ergründet die Schriftstellerin in diesem autobiographischen Werk die Geheimnisse hinter den Briefen. Mit wertvollen Familienbildern, Dokumenten aus mehr als einem Jahrhundert und lebendigen Erinnerungen von sich und ihrer Mutter Hella gelingt es Maron, nicht nur ihre Familiengeschichte über drei Generationen darzustellen (mit Hinblick auf die vierte von ihrem Sohn Jonas), sondern auch die Zeitgeschichte unseres Jahrhunderts zu zeichnen. Außer Liebe, Humor und Nachdenklichkeit erfährt der Leser hier noch die enthüllende Unerbittlichkeit, mit der Maron seit ihrem ersten Roman *Flugasche* (1981) hervortritt. In *Pawels Briefe* bleiben nun Maron selbst und auch ihre Familienmitglieder davon nicht erspart.

"Erinnerungen haben ihre Zeit" (7). Es ist um die Jahrhundertwende höchste Zeit, eine neue Bilanz über sich und seine Zeitläufe zu ziehen. Mit aussagekräftiger